

Hallstatt —

Frühe Kelten in Baden-Württemberg

Eduard M. Neuffer

Von allen vorgeschichtlichen Kulturen unseres Landes, jenen also, über die keinerlei schriftliche Zeugnisse vorliegen, dürfte die Hallstattkultur wohl die farbenprächtigste sein, faszinierend in der Vielfalt des Überkommenen, im Reichtum prunkvoller Grabbeigaben, eindrucksvoll mit ihren befestigten Fürstensitzen und den hier herrschenden Geschlechtern, die erstmals eine soziale Gliederung in arm und reich, in Adel und Stände, Feudalismus und politisches Leben erkennen läßt. Neben den reich ausgestatteten Gräbern der Fürsten gibt es diejenigen des Volkes, von Bauern, Handwerkern und Kriegerern. Kontakte mit den Kulturen des Mittelmeerraumes, offenbar nicht nur auf kommerzieller Basis, liegen sichtbar da. Am Rande der Geschichtsschreibung lebend, erfahren wir von den antiken Schriftstellern über diese Kultur und ihre Träger nichts. Erst die Kelten, jenes Volk, das bei uns eng mit dem Namen Latène verknüpft ist und in der der Hallstattkultur folgenden Latène-Periode lebt, wird in die antike Geschichtsschreibung einbezogen. In einer Zeit, da im Mittelmeerraum geschichtliche Ereignisse größter Tragweite stattfinden, da etwa in Athen Peisistratos die Tyrannis errichtet, da Pythagoras von Samos als Mathematiker und Philosoph wirkt, da Rom unter etruskische Herrschaft gerät, da in Palästina Nebukadnezar Jerusalem erobert und die Juden in die babylonische Gefangenschaft führt und endlich Ägypten als Großmacht im Abstieg begriffen ist, da dies alles geschieht, sind die Volksstämme, die die Hallstattkultur prägten und trugen, noch ebenso namenlos wie diejenigen früherer vorgeschichtlicher Zeiten. Ihr Wesen und ihre ethnische Zugehörigkeit müssen aus den Ausgrabungsbefunden mühsam erschlossen werden, worauf weiter unten eingegangen werden soll.

Hallstatt ist ein kleiner Ort im Salzkammergut, bei dem in den Bergen in einem Hochtal nahe den salzführenden Flözen ein überraschend großes und ungewöhnlich reich ausgestattetes Gräberfeld freigelegt wurde. An die 3000 Gräber sind ans Tageslicht gekommen und immer noch ist die gesamte Ausdehnung des Friedhofes unbekannt. Da es in der Vorgeschichtsforschung üblich ist, Kulturerscheinungen nach solchen Fundorten zu benennen, an denen sie besonders charakteristisch, zahlreich und einheitlich auftreten, wurde auch Hallstatt namengebend für die ganze Kultur, manchmal gar für die Zeit, in der sie bestand.

Die Forschung weiß heute, daß der Fundort Hallstatt nicht das Zentrum der Hallstattkultur oder gar deren Ausgangspunkt gewesen ist, sondern hier nur eine, durch den intensiven Salzabbau und -handel allerdings überaus reiche, lokale Variante derselben angetroffen worden ist. Die Hallstattkultur hat vielmehr eine sehr weiträumige, circumalpine Verbreitung, die von Italien bis an den Main und von den Ostalpen bis nach Frankreich reicht. Dabei wurde in diesem ausgedehnten geographischen Gebiet die Kultureinheit aber doch nicht in dem Maße gewahrt, wie es auf den ersten Blick erscheinen mochte. Vielmehr findet man überall lokale Spielarten, von denen sich extreme zwar stark voneinander unterscheiden, die aber alle durch das gemeinsame Hallstattband, einem in der vorangegangenen Urnenfelderzeit, möglicherweise auch schon früher begründeten Empfinden geschmacklicher, kultischer und vielleicht sogar — wenn auch nur weitläufig — ethnischer Zusammengehörigkeit miteinander verbunden sind.

Innerhalb dieser weitverbreiteten Hallstattkultur lassen sich zwei große Hauptkreise unterscheiden, ein östlicher, von Illyrern und Venetern beeinflusster Raum, der sich um

die Ostalpen gruppiert und ein westlicher, dessen Hauptverbreitungsgebiet den Raum nordwestlich und westlich der Alpen umfaßt und sich grob mit der Nordschweiz, Südwestdeutschland und Ostfrankreich umschreiben läßt. Hier ist es offenbar das Keltentum gewesen, das sich mit den fremden Einflüssen auseinanderzusetzen und sie zu verarbeiten hatte. In diesem abgesteckten Rahmen liegt Baden-Württemberg im Bereich des westlichen Hallstattkreises und der nordwestalpinen Hallstattkultur.

Der Übergang von der späten Bronzezeit, der Urnenfelderkultur, zur frühen Eisenzeit, der Hallstattkultur, vollzog sich um die Wende vom 9. zum 8. Jh. v. Chr. völlig kontinuierlich wie im Zuge einer Fortentwicklung, wenngleich kulturelle Fremdeinflüsse eine Rolle gespielt haben, von denen das Auftreten von Wagengräbern und der Umgang mit dem Pferd als augenfälligster genannt sei, weshalb man nicht nur an einen kulturellen Fortbestand, sondern ebenso an einen ethnischen denken möchte, wie es sich auch bei den weiter unten anzuführenden Bestattungssitten zeigen wird. Immerhin ist der Zusammenhang zwischen beiden Kulturen so evident, daß man nicht nur immer wieder darauf gestoßen wird, sondern W. Kimmig einmal sagte, daß die Hallstattkultur nur dort entstehen konnte, wo zuvor auch die Urnenfelderkultur verbreitet gewesen sei und P. Reinecke sein Zeitschema mit den vier Hallstattstufen A–D versah, mit denen heute noch gearbeitet wird. Allerdings ist diese Chronologie aus dem Jahre 1911 durch eine intensive Erforschung des inzwischen beträchtlich angewachsenen Materials und einer Neuordnung desselben ausgebaut und verändert worden, so daß für die Hallstattkultur heute nur noch die beiden letzten Stufen C und D in Anspruch genommen werden, während die beiden ersten A und B die Urnenfelderkultur umschreiben. Es darf also nicht verwirren, wenn als früheste Hallstattfunde solche der Stufe C auftreten.

Die Gräber der Toten aller vorgeschichtlichen Kulturepochen sind für uns bedeutende und ergiebige Geschichtsquellen, manchmal gar die einzigen, auf die wir uns stützen können, und der Wechsel oder auch der Bestand des Bestattungsritus zeigen ethnische und kulturelle wie kultische Zusammenhänge am empfindlichsten auf. Hatte während der Bronzezeit die Bestattungen der Toten vorwiegend in Körpergräbern unter einem Grabhügel stattgefunden, so wechselte die Sitte zur Totenverbrennung und Beisetzung der Asche in Urnen in großen Friedhöfen über, die wir Urnenfelder nennen und nach denen diese Kultur ihren Namen bekommen hat. Trotzdem ging der Brauch, jedenfalls in den alten Grabhügelzentren, über dem Brandgrab nun auch noch einen Hügel aufzuschütten, nie ganz verloren, ja, er greift im Laufe der Zeit auch dort um sich, wo die Hügelbestattung früher unbekannt gewesen ist. Andererseits dauern reine Urnenfelderfriedhöfe in den Gebieten, in denen die Urnenfelderkultur besonders stark vertreten gewesen war, auch noch bis an das Ende der Hallstattzeit an und kommen dort neben Hügelbestattungen vor, was besonders im Hegau der Fall ist. Das zeigt, wie zäh sich ein „bodenständiges Substrat“, wie Kimmig es genannt hat, zu halten wußte und daß es in der Lage war, die Urnenfelderkultur zu absorbieren. Dies führt natürlich sofort zu der Frage, wie es denn beschaffen gewesen sei bzw. ob es sich definieren lasse. Bei der Suche nach einer Antwort hierauf ist es notwendig, in den geschichtlichen Zeiten Umschau zu halten, wann in unserem Lande erstmals Völker oder ein Volksstamm schriftlich belegt werden, und von hier aus muß man dann anhand der kulturellen Hinterlassenschaft jener langsam zurückschreiten um Spuren zu finden, die uns die Identität der Hallstattleute verraten können.

Abb. 1: Gomadingen, Kr. Reutlingen. Das Inventar des Fürstengrabes aus einem Grabhügel am Fuße des Sternberges. Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart, K. Natter.



Ausgangspunkt sind hier die Kelten, jenes bereits öfter genannte Volk, das im 4. Jh. bezeugt ist, aber schon früher, wenngleich überaus dürftig, sowohl von Hekataios von Milet als auch von Herodot genannt wird. Hekataios, der offenbar in Massilia (Marseille) gewesen ist, erwähnt die Keltike, worunter wir das Hinterland von Massilia zu verstehen haben und man darf davon ausgehen, daß er, wenn er schon nicht selber dort gewesen ist, in Massilia einiges darüber erfahren hat. Schade, daß er fast nichts dazu sagt. Er nennt zwar auch eine Stadt Nyrax, worunter man Noreia zu erkennen glaubte, doch hat Kimmig darauf hingewiesen, daß dies reine Spekulation sei. W. Dehn dachte bei ihrer Lokalisation an eine Burg wie den Mont Lassois. Herodot weiß fast noch weniger zu berichten, kennt er doch die Kelten nur als „das äußerste Volk in Europa gegen Sonnenuntergang zunächst den Kyneten“, also praktisch nur vom Hörensagen. Auch seine geographische Fixierung ihrer Wohnsitze an der Donauquelle ist insofern recht vage, als er diese bei der Stadt Pyrene sprudeln läßt, also im Pyrenäengebiet. All diesem kann man nur entnehmen, daß die Kelten ihre Wohnsitze nordwestlich und westlich der Alpen gehabt haben.

Kimmig hat diese Frage neuerlich aufgegriffen und gelangt zu der Ansicht, daß die Kelten auch als die Träger der Hallstattkultur in unserem und dem angrenzenden östlichen und südlichen Raum, also in Frankreich und der Nordschweiz, anzusehen seien. Das gemeinsame Band, das vom 4. zum 5. Jh. v. Chr. zurückreicht, ist der Latène-Stil, dem wiederum der hallstättische linear-geometrische bei- bzw. vorgeordnet werden kann, zumal auch in ihm schon figurale Motive, wenngleich der strengen geometrischen Aufteilung der Zierfläche untergeordnet, verarbeitet werden. So ist hier ein weiteres Indiz gefunden, das uns darauf hinweist, daß das von Kimmig postulierte ethnische Substrat zumindest in der Hallstattzeit mit Kelten oder doch Volksteilen, die später unter dem Namen Kelten auftreten werden, in Verbindung zu bringen ist. Es darf aber nicht übersehen werden, daß dies nur für unseren Raum und nicht zugleich für den gesamten Hallstattbereich gilt, dessen zahlreiche verschiedene Gruppen auch ethnisch zu differieren sind.

Vor ihrer Beschreibung im Detail bleibt, der oben gegebenen relativen zeitlichen Einordnung der Hallstattkultur auch ihre absolute zur Seite zu stellen. Sie beginnt mit der Stufe C um 750 v. Chr., wechselt um 600 v. Chr. in die als späte Hallstattkultur bezeichnete Stufe D über — die ihrerseits wieder in drei Phasen gegliedert wird — und endet, bereits mit eindeutigen Frühlatène-Elementen durchsetzt, um 450 v. Chr. Diese Daten sind für den jüngeren Abschnitt, besonders durch Importe aus dem Mittelmeerraum, gesichert.

Es war oben schon darauf hingewiesen worden, daß eines der hervorstechendsten Merkmale der Hallstattkultur die soziale Gliederung der Bevölkerung sei. Einigen Geschlechtern gelingt es, sich aus dem Volke herauszuheben und zu einer Gesellschaftsschicht zu formieren, die durch die großen Fürstengräber gekennzeichnet wird, die sich bestfeste Höhengründungen bzw. Burgen bauen ließ und die Kontakte mit dem Mittelmeerraum pflegte. Diese Entwicklung hat ihre Wurzeln eigentlich schon in der Urnenfelderkultur, sogar wohl schon früher, als sich das Handwerk als eigener Stand neben dem Bauerntum zu entwickeln beginnt. Hier liegen die Ansätze zur Differenzierung auf sozialem Gebiet. Dennoch lassen sich aus den Grabfunden frühestens in der älteren Stufe C der Hallstattkultur solche aussondern, die sich anhand des besonders reichen, ausgewählten Grabinventars als Bestattungen außerhalb des Üblichen stehender Personen zu erkennen geben, die anzeigen, daß der Tote zu Lebzeiten einen besonderen Rang besessen haben muß. Als Beispiel sei aus unserem Lande das Grab von Gomadingen, Kr. Reutlingen, angeführt, das aus einem Hügel am Fuße des Sternberges stammt (Abb. 1). Das Inventar hebt sich deutlich von anderen gleichzeitigen ab und ist von einer ungewöhnlichen Üppigkeit. Besonders das eiserne Schwert, das in der Länge immerhin 1,08 m mißt, ist mit seiner



Abb. 2: Gomadingen, Kr. Reutlingen. Eine der Prunkschalen aus dem Fürstengrab. Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart, K. Natter.

elegant geschweiften Klinge, die zum Griff hin beidseitig ausschwingt, ein einzigartiges Exemplar der Schmiedekunst. Der 0,18 m lange Griff ist am Heft mit gewinkelten glatten Goldblechstreifen verziert, die leider das ursprüngliche Muster nur noch erahnen lassen. Der eigenartige Pilzknauf ist völlig mit Goldblechauflagen bedeckt, die gepresste Verzierungen tragen: gewaffelte Dreiecke, Bänder mit Fischgrät- bzw. Tannenzweigmuster und einfache Ritzlinien. Dem prunkvollen Schwert stehen im übrigen Grabinventar die beiden riesigen Schalen mit mehr als einem halben Meter Durchmesser ebenbürtig zur Seite und dürfen wohl als die großartigsten Vertreter ihrer Gattung, der Alb-Salem- bzw. Alb-Hegau-Keramik, angesehen werden. Sie sind, und das gilt für zahllose andere Gefäße, auch wenn es sich um andere Formen handelt, auf ihrer sichtbaren Fläche mit einem dichten Netz von Verzierungen in verschiedenen Techniken überzogen, so daß kaum irgendwo ein Fleckchen des Grundtones mehr zu sehen ist. Hauptzierweise ist der Kerbschnitt, der in Dreiecken, Rhomben oder Quadraten geübt wird, so daß später entweder Zickzacklinien oder ein Gitterwerk erhaben stehen bleiben. Daneben treten Stempel auf, meist in Form konzentrischer Kreise oder, wie gerade bei den Gomadinger Tellern, als



Abb. 3:

Allensbach, Kr. Konstanz. Gefäß der frühen Hallstattkultur mit Kerbschnittverzierung und Bemalung. Aufnahme: Schreiber, St. Peter.

runde eingetiefte Flächen, in denen sich ein Kreuz erhebt. Aber auch die Ritztechnik kommt zu ihrem Recht, werden doch alle Zierfelder mit Ritzlinien gefaßt und zusammengehalten. Daneben wird die Ritzlinie als eigenständiges Ziermittel angewandt, wie es der das sternförmige Muster im Grunde der beiden Teller umgebende Mäander zeigt (Abb. 2). Die Technik der Bemalung beschränkt sich auf die Farben schwarz, rot und gelbbraun und wird gerne als Kontrast zur Kerbschnitttechnik angewandt, gewinnt aber im Hegau als Zierweise das Übergewicht, wie es etwa bei den Gefäßen von Nenzingen zu beobachten ist. Eine sehr glückliche Verbindung beider Zierweisen finden wir auf einem anderen Gefäß (Abb. 3), einem breit ausschwingenden Topf auf extrem kleiner Standfläche, eine Form, die für die Hallstattzeit typisch ist. Schulter und Bauch sind hier mit senkrechten Metopen versehen, die abwechselnd einen groben Kerbschnitt bzw. senkrechte, bemalte Riefen tragen. Der Kerbschnitt besteht aus wechselnden, beidseits einer senkrechten Leiste gleicherweise angeordneten Dreiecken, die ein Stegwerk in Form eines gewinkelten Flechtbandes zwischen sich stehen lassen, das seinerseits mit einer dreifachen Zahnleiste verziert ist (Abb. 4). Insgesamt gesehen vermittelt die Zierweise der Kerbschnitttechnik, auch bei so kleinen Gefäßchen wie den Deckeltöpfchen aus dem Hohmichele oder den spitzbodigen Kugelnäpfchen aus Zainingen, den Eindruck einer lebhaften Unbeschwertheit, verrät eine Freude am Zierrat überhaupt, die ja mit der südwestdeutschen Hallstattkultur untrennbar verbunden ist.

In dieser frühen Zeit kommen auch schon Gefäße vor, bei denen als Zierweise die Bemalung dominiert, während andere Techniken in den Hintergrund treten. Schöne Beispiele hierfür bieten die Gefäße aus den Grabhügeln von Nenzingen, Kr. Konstanz, die erst neuerlich ausgegraben worden sind. Es handelt sich um einige Urnen mit Deckelschalen, die sich nicht so sehr von der Form, als mehr von der Art der Bemalung her unterscheiden. Drei

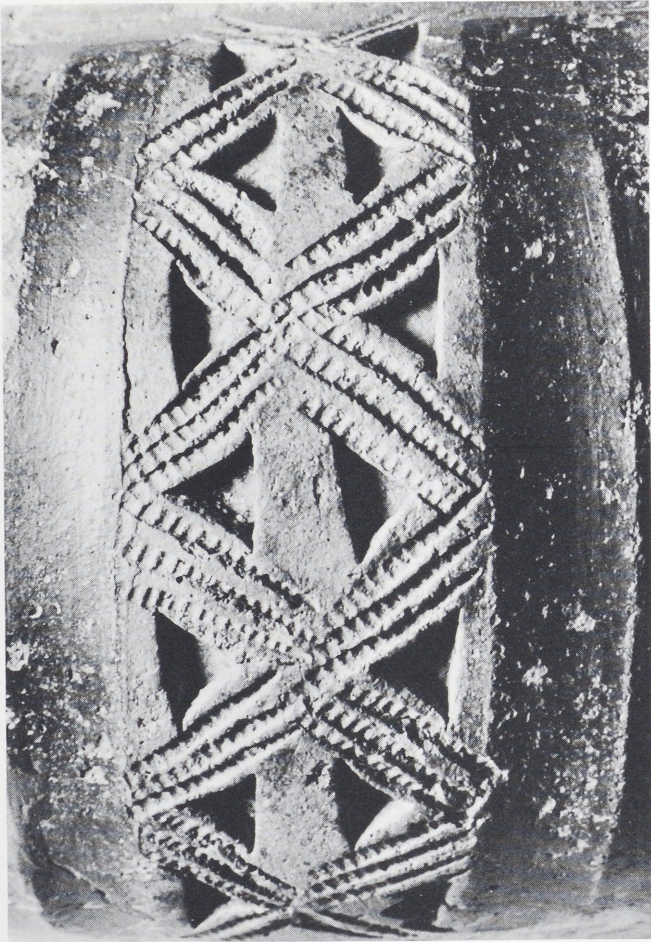


Abb. 4:

Detail des Allensbacher Gefäßes. Die eingetieften Dreiecke bilden ein gewinkeltes Flechtband, das mit einer dreifachen Zahnleiste verziert ist. Aufnahme: Schreiber, St. Peter.

verschieden große sind der Farbgebung nach sehr ähnlich gearbeitet (Abb. 5): der Gesamteindruck ist der eines rotbraunen Grundes, auf den dunkle Dreiecke und Wickelbänder aufgemalt sind. Die Lebhaftigkeit des Musters bewirken hier die dreifachen, weiß inkrustierten Ritzlinien, die die Zierfelder begleiten. Wenn man genau hinschaut, dann kann man bemerken, daß der Töpfer (oder die Töpferin?) das Muster der Deckelschalen freihändig begonnen hat, weshalb er (oder sie) gegen Ende in Raumnot geriet: ein Wickelband etwa kann man dann arg zusammengequetscht finden.

Leider kann hier nicht auf die Vielfalt der Keramikzierweisen und ihre Gruppierungen eingegangen werden, es sei nur noch einer fast monochromen Art gedacht, die im Nordwesten unseres Landes verbreitet ist und der sogenannten „Koberstadter Gruppe“ angehört, ebenfalls nach einem charakteristischen Fundort benannt. Diese Gefäße sind in dunklen Tönen gehalten und als Zierweise kommt ebenfalls Bemalung vor, aber, zumindest auf unserem Gebiet, in Form von Graphitmalereien, die sich heute kaum noch erkennen lassen und gewiß nicht an die heitere, lustige Keramik der Alb-Salem-Gruppe erinnern.

Hier herrscht das überlieferte urnenfelderzeitliche Element eindeutig vor, was sich auch in der Formgebung bemerkbar macht; fast könnte man an retardierende Kulturercheinungen denken.

Innerhalb der Hallstattkultur nimmt diese Keramik eine frühe Stellung ein, wie oben schon bemerkt wurde. H. Zürn hat versucht, Verbindung von der Alb-Salem-Gruppe, also der kerbschnittverzierten Keramik, wenn diese Vereinfachung nach dem Gesagten erlaubt ist, zur reich verzierten Keramik der Urnenfelderzeit, der frühen Stufe Hallstatt B, zu ziehen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit wurde sie dann auch noch bis in die späte Hallstattzeit hinein, also bis in die Zeit um 600 v. Chr., angefertigt. Bei der lokalen Zersplitterung der Hallstattgruppen ist es stets schwierig, die Lebensdauer verschiedener Kulturelemente im Vergleich zu anderen eindeutig festzulegen, so daß mehr als ein großzügiges Abstecken des zeitlichen Rahmens nicht möglich ist.

In der Stufe D stellt sich plötzlich in den Gräbern eine auffällige Armut der Keramikbeigabe ein, auch verschwindet die überreiche Zierweise der Kerbschnitttechnik in Verbindung mit der Bemalung, die nun allein auf strengeren Gefäßformen vorherrscht. Eine Ausnahme bilden die Gefäße der Batikmalerei, von denen wir herrliche Exemplare besitzen. Eines der schönsten dürfte das Kegelhalsgefäß aus einem Grabhügel beim Burrenhof, Gem. Erkenbrechtsweiler, Kr. Esslingen, sein, einem Fundort dicht vor den Toren der großen keltischen Stadt, dem Oppidum bei Erkenbrechtsweiler und Grabenstetten auf der mittleren Alb. Woher dieses Gefäß (Abb. 6) seinen Namen bekommen hat, ist aus der Form allzudeutlich abzuleiten: über einem doppelten Bauchwulst erhebt sich der Hals in Form eines Kegels, auf den der ausbiegende Rand gesetzt ist. Die Muster, wieder geometrisch in Form von Dreiecken, gegitterten Rhomben, konzentrischen Halbkreisbögen und Spiralen, sind aber nicht aufgemalt, sondern durch Aussparung zustand gekommen: das Gefäß war ursprünglich weißlichgelb überzogen und die rotbraune Malerei kam erst später hinzu. Ähnlich ist auch die Tonziste aus der Siedlung außerhalb der Heuneburg, jener zylindrische Topf mit den umlaufenden Rippen aus Ton, verziert worden. Sie stellt insofern eine Besonderheit dar, als hier ein bronzenes Vorbild in einem anderen, der Metalltechnik völlig ungeeigneten Material nachgebildet wurde. Werden beim Bronzegefäß die Rippen von innen herausgetrieben, so müssen bei der Nachbildung aus Ton die Wülste bzw. Rippen nachträglich eingesetzt werden. Deutlich kann man die dafür ausgesparte Rille auf den originalen Teilen des inzwischen ergänzten Gefäßes erkennen. Eine Formung aus dem Ton heraus war wohl nicht möglich, denn alle der bisher besprochenen Gefäße sind von Hand angefertigt worden, weil die Drehscheibe einstweilen noch unbekannt war. Erst die nachfolgende Latènekultur hat sie kennengelernt und ihre Möglichkeiten voll ausgenutzt. Damit wollen wir das Gebiet der unendlich weiten und wichtigen Keramikbetrachtung verlassen und uns anderen Aspekten der Hallstattkultur zuwenden.

Dem plötzlichen Nachlassen der Keramikbeigabe in den Gräbern mit dem Beginn der Stufe Hallstatt D, also in der Zeit um und nach 600 v. Chr., steht ein ebenso plötzliches Ansteigen der Bronzegegenstände aus Grabzusammenhängen gegenüber. Hier macht sich offensichtlich ein Wandel im Bestattungsritus bemerkbar. Neu ist die Fibel, die von der späten Hallstattkultur begierig aufgegriffen und in zahllosen Varianten abgewandelt und verarbeitet wird. Unter einer Fibel versteht man eine federnde Nadel, die in einen Bügel einrastet. Sie dient zweierlei Zwecken. Als Schmuckstück konzipiert, tritt zu ihrer Schmuckfunktion die rein technische im Sinne unserer heutigen Sicherheitsnadel: sie sollte ganz einfach Stoffteile zusammenhalten, dem Verschluß der Kleidung dienen. In zahllosen Umwandlungen hat die Fibel sich bis auf den heutigen Tag gehalten, denn unsere Schmuckbroschen sind nichts anderes und die Sicherheitsnadel, im vergangenen Jahrhundert „erfunden“, war im Grunde genommen schon längst dagewesen.

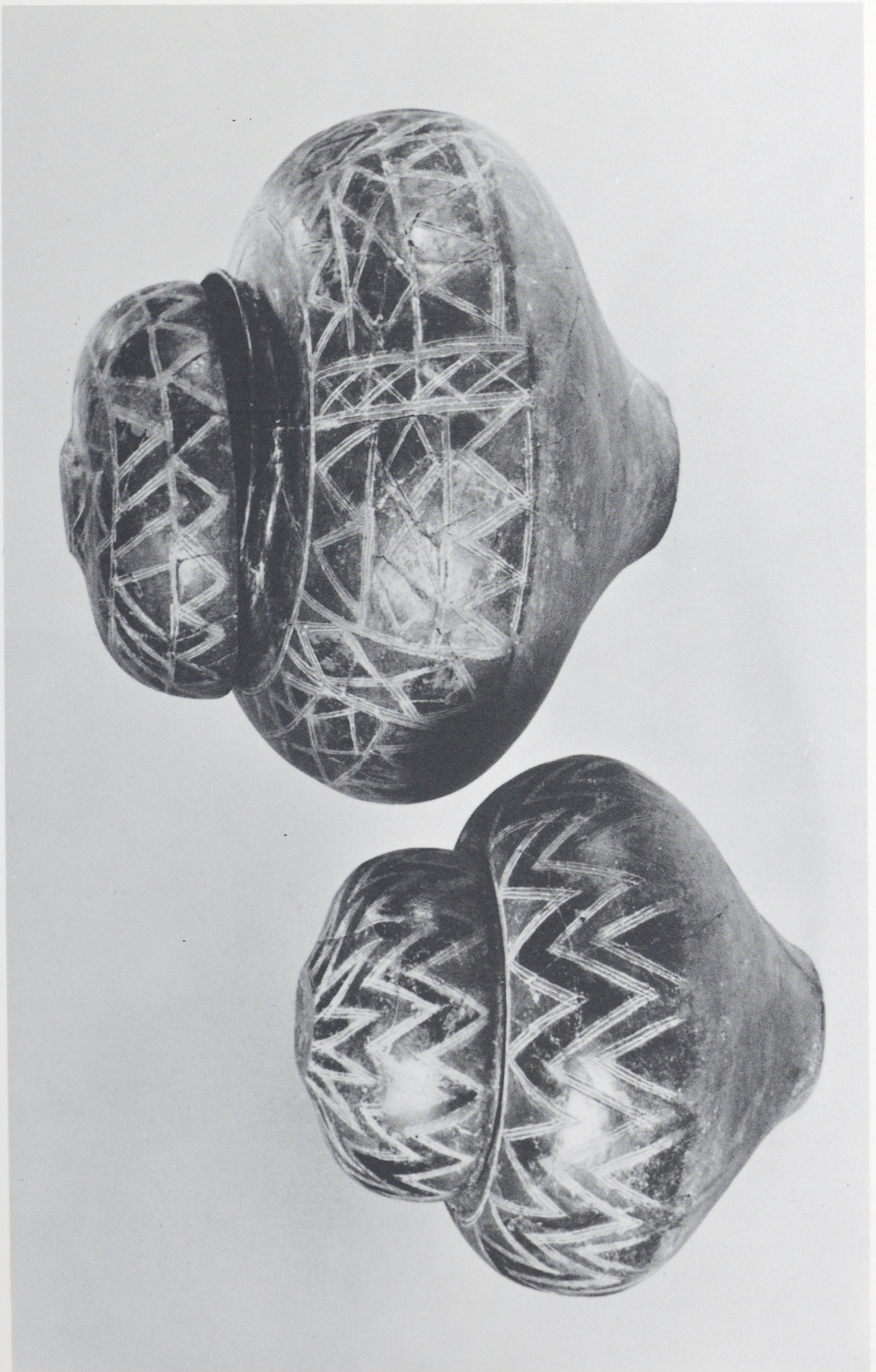


Abb. 5: Nenzingen, Kr. Konstanz. Urnen mit Deckschalen. Die Verzierung besteht aus aufgemalten geometrischen Mustern, von weiß ausgelegten Ritzlinien begleitet. Aufnahme: Schreiber, St. Peter.



Abb. 6: Erkenbrechtsweiler, Kr. Esslingen. Kegelhalsgefäß aus einem der Grabhügel beim Burrenhof mit Batik-Malerei. Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart, K. Natter.



Abb. 7: Fibeln der späten Hallstattkultur. Links und rechts außen die älteren Bogen- bzw. Schlangenfibeln, oben und unten die jüngeren Pauken- bzw. Fußzierfibeln. Bronze. Aufnahme: Schreiber, St. Peter.

Die Fibeln der späten Hallstattzeit (Abb. 7) gliedern sich in vier Hauptgruppen, die man als Schlangen- (Abb. 7 rechts), Bogen- (Abb. 7 links), Pauken- (Abb. 7 oben) und Fußzierfibeln (Abb. 7 unten) bezeichnet. Zürn hat anhand dieser Gruppierung die jüngste Stufe D der Hallstattzeit in die beiden Phasen D1 und D2 unterteilt, von denen die erstere älter, die zweite jünger ist (Schiek hat hier später noch aufgrund des Auftretens von Latène-Elementen in ausgesprochenen Hallstattgräbern die Stufe D3 angefügt, die bis dahin bereits als Latène A bezeichnet wurde.). Werden die älteren Schlangen- und Bogenfibeln noch verhältnismäßig wenig variiert, so ändert sich das bei den beiden anderen und jüngeren Typen. Allein die Fußzierfibel erfährt so viele Ausbildungen, verbunden mit der Einlage von Korallen, daß es gar nicht so einfach ist, zwei völlig identische Stücke von auseinandergelegenen Fundorten ausfindig zu machen. Der Ausdruck Fußzierfibel muß hier wohl etwas näher erläutert werden, wozu es gut ist, die Teile einer Fibel genauer zu betrachten (Abb. 8). Auf der Abbildung erkennt man unten die Nadel, die durch den Stoff gesteckt wurde und die von der rechts liegenden breiten Federspirale ausgeht. Nach oben hin wölbt sich von dieser, die ihrerseits schon wieder Schmuckfunktion hat, ein Bügel hoch, auf dem als Zier eine runde profilierte Schmuckscheibe aufgesetzt ist. An der linken Seite der Fibel geht der abwärts führende Teil des Bügels in den waagerechten Fuß über, der die Nadelrast trägt, in die die Nadel von unten her eingesteckt wurde. Der Fuß seinerseits ist zurückgebogen und mit einer Zier versehen, die aus einem profilierten Knopf mit einem kleinen Schälchen auf der Spitze besteht, in dem sich einst wohl eine Koralle befunden hat. Alle so bezeichneten Fibeln nennt man Fußzierfibeln. Etwas schwieriger ist es, die Bezeichnung „Paukenfibeln“, die nicht sehr glücklich gewählt ist, aus der Form abzuleiten. Es handelt sich um das Stück, das in der oberen Reihe als zweites von rechts neben der Schlangenfibel abgebildet ist. Das nach oben gewölbte Bronzeschälchen, das an die Stelle des Bügels getreten ist, hat sehr wenig Ähnlichkeit

mit einer Pauke. Der Ausdruck hat sich jedoch durchgesetzt und ist nun ein *terminus technicus* für die ganze Gruppe geworden.

Neben den Fibeln wurden auch andere Schmuckgegenstände aus Bronze angefertigt. Abbildung 9 zeigt eine Auswahl von Armringen, zum Teil breite Exemplare, deren Enden stumpf aufeinanderstoßen oder aber, und das ist sehr häufig, in konischen oder runden Knöpfen enden. Auf der Schauseite sind die Armringe gerne verziert, entweder durch die inzwischen sattsam bekannten geometrischen Muster oder Längsrippung. Eine besonders aufwendige, wenngleich ästhetisch etwas unbefriedigende Art von Armringen sind die Tonnenarmbänder aus Bronzeblech, die über und über mit gepunzten Mustern verziert sind (Abb. 10). Sie wurden einmal angelegt, ihrem Durchmesser nach zu urteilen im Kindesalter, und konnten später nie mehr ausgezogen werden. Ring und Trägerin waren unlöslich miteinander verbunden.

Der Ringschmuck hatte eine weite Verbreitung gefunden, finden wir doch einfache glatte, geschlossene Bronzeringe als Hals-, Arm-, Gürtel- und Fußringe, daneben aber auch einmal verschieden große konzentrisch angeordnete offene Ringe als Halsschmuck aus einem Grabfund von Mistlau, Kr. Schwäbisch Hall. In die frühe Stufe der Hallstattkultur gehören die sogenannten Schaukelringe, ovale Bronzeringe, die in Längsrichtung geknickt sind und wie eine Schaukel hin und her wippen. Sie sind Teil des Fußschmucks. Endlich müssen noch die bronzenen Gürtelringe erwähnt werden, die meist paarweise am Gürtel der Frau auftreten. Sie hingen an Bändern, wie es die Stücke von Impfingen zeigen, an denen sich deren Abdruck erhalten hat. Während ein Teil derselben, kenntlich an der Treibarbeit, aus Bronzeblech über einen Holzkern gepreßt worden ist, sind andere über einen Tonkern gegossen und haben ein beachtliches Gewicht. Eines der Impfinger Exemplare wiegt mehr als 500 Gramm, bei 2 Stücken mußte die Frau also über 1 Kilogramm Bronze am Gürtel mit sich herumschleppen.

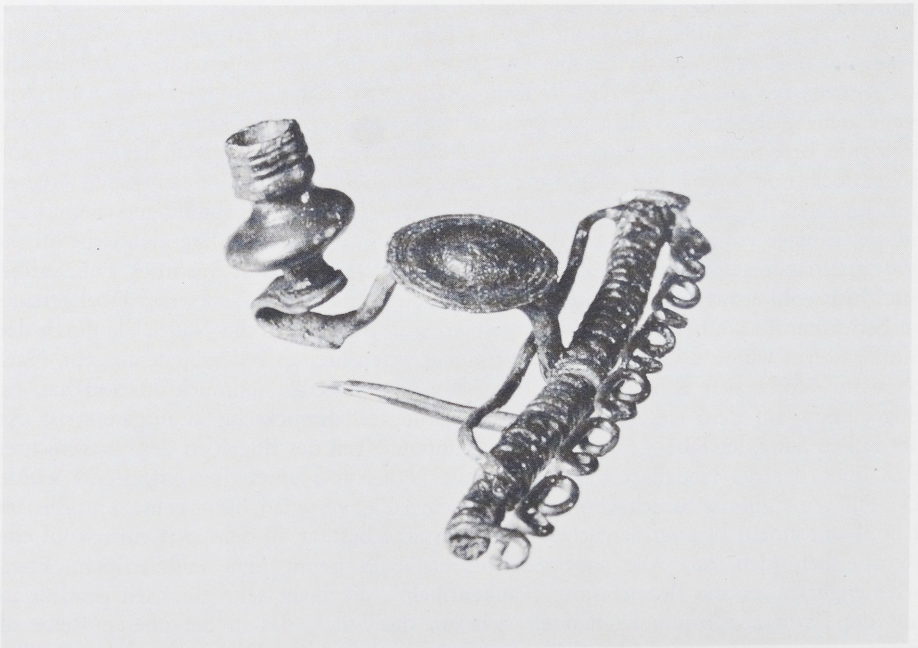


Abb. 8: Fußzierfibel aus Bronze mit breiter Federkonstruktion. Aufnahme: Schreiber, St. Peter.



Abb. 9: Armringe aus Bronze und Gagat. Aufnahme Schreiber, St. Peter.



Abb. 10: Mauenheim, Schwarzwald-Baar-Kreis. Bronzene Tonnenarmbänder mit Punzverzierung.
20 Aufnahme: Schreiber, St. Peter.

Als dritte auffällige Veränderung kann man das Nachlassen der Waffenbeigabe in den Gräbern feststellen. Schwerer waren in der Bronzezeit bzw. Urnenfelderkultur gang und gäbe, wurden aber in der Hallstattkultur im Verlauf der Stufe C selten und verschwinden völlig in der Stufe D. Das Schwert von Gomadingen (Abb. 1) ist eines der wenigen Exemplare hallstädtischer Schwerter, die wir haben. Ein sehr ähnliches, allerdings nicht so kostbar ausgeführtes, liegt aus Deißlingen, Kr. Schwarzwald-Baar, vor, dessen Pilzknauf jedoch aus Bein besteht. Daneben treten noch bronzene Schwerter auf, wie diejenigen von Gündlingen oder Dottingen. In der jüngeren Hallstattstufe D wird das Schwert, wenigstens in den Fürstengräbern, endgültig vom Dolch abgelöst, der, wie Kimmig ihn einmal treffend bezeichnet hat, eine Art Kavaliersdolch ist, eine reich verzierte Prunkwaffe, die etwas Stutzerhaftes an sich hat (Abb. 11). Da auch die Lanzenspitze verstärkt auftritt (Abb. 12), sowohl in Bronze als jetzt besonders in Eisen, muß man mit einem Wechsel der Kampftechnik rechnen.

Das Grab von Gomadingen, das den Anstoß zu einer kleinen Betrachtung der hallstädtischen Keramik gegeben hatte, war ein zu reiches Grab, als daß nicht sofort der Gedanke an eine hochstehende Persönlichkeit auftreten und mit dem dort Bestatteten verbunden würde. Allerdings ist es eines der wenigen Gräber dieser Art aus jener Zeit; die eigentlichen Fürstengräber, wie wir sie bezeichnen, treten erst in der folgenden Stufe Hallstatt D, also ungefähr ab 600 v. Chr., auf. Sie lassen sich unschwer an ihrer ungewöhnlichen Größe, dem Reichtum der Beigaben, darunter des Wagens oder des Zaumzeuges, und dem Auftreten von Importstücken erkennen. Beginnen wir mit der Größe. Das Magdalenenbergle bei Villingen etwa, das 1890 zur ersten Male ausgegraben worden ist, seine planmäßige Erforschung durch K. Spindler aber erst in den vergangenen 3 Jahren erfuhr, maß im Durchmesser immerhin 100m und seine Höhe betrug zu Beginn der Ausgrabung im vorigen Jahrhundert 7–8m, dürfte aber ursprünglich beträchtlich mehr gehabt haben. Ebenbürtig ist der Hohmichele, jener Grabhügel in der Nähe der Heuneburg auf der Markung Heiligkreuztal, Kr. Biberach, der mit dem dort einst ansässigen Geschlecht in Verbindung gebracht wird. Wenn er im Durchmesser auch etwas kleiner ist und nur knapp 80m mißt, so besitzt er doch die stattliche Höhe von mehr als 13m, was immerhin derjenigen eines viergeschossigen Wohnhauses entsprechen würde. Leider war der „Grafenbühl“ in Asperg bereits allseitig derart in Mitleidenschaft gezogen worden, daß sich genaue Maße für ihn nicht mehr geben lassen. Die von Zürn angegebenen Maße von 40m Durchmesser dürften eine sehr vorsichtige Schätzung darstellen, der Hügel muß einst wesentlich größer gewesen sein.

Diese drei Beispiele mögen zeigen, daß für die Bestattung gewisser Personen — wenigstens aus unserer Sicht — ein enormer Aufwand getrieben wurde, denn die Aufschüttung der Hügel erfolgte von Hand. Im Magdalenenbergle wurden die Reste eines geflochtenen Korbes gefunden, der wahrscheinlich dazu gedient hatte, das Erdmaterial herbeizutragen. Diese Arbeit mußte, wenn man nicht an Fron denken will, doch von der Gemeinschaft der Bevölkerung ausgeführt werden, was wiederum bedeutet, daß es jemanden gegeben haben mußte, der die Machtmittel besaß, die Gemeinschaft für einen bestimmten Zweck arbeiten zu lassen, und sei es von allen auch nur das vornehmste und mächtigste zugleich, nämlich das einer grenzenlosen Autorität.

Die Zahl der Fürstengrabhügel im nordwestalpinen Raum ist enorm groß, führt Schiek doch allein 35 Fundorte derselben an! Diese große Zahl veranlaßt Zürn daran zu denken, auch innerhalb der Adelsschicht eine Differenzierung anzunehmen, etwa derart, daß es einen Hervorgehobenen, über den anderen stehenden Adel gab, der im Mittelalter wohl als Hochadel bezeichnet worden wäre und zu dem man diejenigen Fürstenhügel rechnen müßte, die sich um die Fürstensitze gruppieren, während den übrigen, zu denen keine solchen bekannt sind und die sich bezeichnenderweise auch nicht so extrem reich erweisen, ein geringerer Rang zugesprochen werden müßte.



Abb. 11 und 12: Reich verzierter Hallstattdolch aus Ludwigsburg und Lanzen Spitze aus Hundersingen, Kr. Sigmaringen. Bronze. Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart, K. Natter.

Von den drei Fürstensitzen, die wir bisher im Bereich der nordwestalpinen Hallstattkultur kennen, liegen allein zwei in unserem Lande, der eine auf dem Hohenasperg, heute durch rezente Bauten leider restlos zerstört, und der andere, die Heuneburg, an der oberen Donau auf dem Donausteilufer auf der Markung Hundersingen, Kr. Sigmaringen. Sie wird seit dem Jahre 1950 planmäßig untersucht und hat ganz überraschende Aufschlüsse ergeben. Hierzu gehört nicht so sehr die Tatsache, daß sich die Befestigungsanlagen in fünf verschiedene Abfolgen mit den Perioden VI–II/I mit mehreren Phasen gliedern lassen, sondern mehr noch, daß eine der Mauern, diejenige der Periode IVb, eine Lehmziegelmauer war, wie sie in unseren Breiten der klimatischen Bedingungen wegen niemals heimisch war.

Hier handelt es sich um eine Befestigung, bei der auf ein Bruchsteinfundament luftgetrocknete Lehmziegel zur Mauer aufgeschichtet werden. Die Ziegel sind quadratisch und entsprechen in ihren Abmessungen denjenigen des Mittelmeerraumes, in dem der Bau solcher Mauern geübt wurde. Den besten Vergleich bietet die Mauer von Gela auf Sizilien, der die Heuneburgmauer in ihren Maßen völlig entspricht, abgesehen von der Tatsache, daß dort das Fundament aus behauenen Steinen gelegt worden ist.

Es ist einleuchtend, daß die Technik der Lehmziegelmauer keine „Heuneburg-Erfindung“ ist, sondern daß sie, mit so vielen anderen Anregungen, aus dem Süden kam. Wahrscheinlich ist sogar ein Baumeister aus dem Mittelmeergebiet angeworben und mit dem Bau beauftragt worden. Allerdings beschränkte man sich bei diesem Vorhaben auf die von Natur aus sowieso gut geschützte Seite der Heuneburg, die gleichzeitig auch diejenige war, die der Ankommende zuerst erblickte. Die gewaltige Anlage mit ihren Bastionen mußte auf ihn einen ungeheuren Eindruck, durch ihre Größe ebenso wie durch ihre Fremdartigkeit, erwecken.

Auf der Heuneburg ist das Domizil des Fürsten, der Palast, wenn man so will, bisher nicht entdeckt worden, dagegen weiß man einiges über die sonstige Bebauung der umwallten Fläche. Die Häuser treten bis unmittelbar an die Mauer heran und zwischen ihnen blieben oft nur schmale Gäßchen von einem Meter Breite frei. Zahlreich waren die während der gesamten Besiedlung der Burg benutzten Haustypen, die, wie Kimmig annimmt, für bestimmte Zwecke speziell entwickelt wurden. Neben einfachen Ständerbauten aus senkrecht nebeneinandergestellten Pfosten gibt es Fachwerkkonstruktionen, bei denen die tragenden Pfosten in die im Boden ruhenden Schwellbalken eingezapft waren. In der späten Besiedlungsphase ist gar ein großer, dreischiffiger Hallenbau entdeckt worden. Außerhalb des Burgmassives entdeckte man unter dem Grabhügel 4 im Talhau die Reste eines 25 m langen und 11,50 m breiten Hauses, das mehrere große Räume hatte, darunter eine Halle von ungefähr 8 auf 10 m im Geviert, in die die Grabkammer eingetieft war. Die Identität des Toten mit dem Hausbesitzer läßt sich aus der genauen Ortskenntnis bei der Anlage der Bestattung beweisen. Der Tote wurde in seinem eigenen Haus beigesetzt, das man anzündete, ehe man einen Hügel darüber aufschüttete.

Zu diesen drei Fürstensitzen gehören die am luxuriösesten ausgestatteten Grabhügel der nordwestalpinen Hallstattkultur und gleichzeitig auch die größten, wie wir bereits gesehen haben. Bei der Heuneburg liegen das Hohmichele und, dicht vor dem Tor der Burg, vier weitere Fürstenhügel in den Flurstücken „Gießübel“ und „Talhau“. In Asperg muß man den Grafenbühl als ältesten Hügel im Umkreis mit dem Fürstengeschlecht auf dem Hohenasperg in Verbindung bringen, ein Geschlecht, das sicherlich demjenigen auf der Heuneburg an Bedeutung in nichts nachgestanden hat, sich aber länger als jenes halten konnte; gehört doch auch das Kleinaspergle, ebenfalls ein mächtiger Grabhügel, in die Reihe der Asperger Familiengräber, wenn man sie einmal so bezeichnen darf. Zwar war auch hier die Hauptkammer spätestens im Mittelalter ausgeraubt worden, wie ein zurückgelassener Krug beweist, doch fand E. Paulus, als er einen Tunnel in den Hügel trieb,

eine völlig intakte Nebenkammer und in ihr eine Fülle der kostbarsten Grabbeigaben. Diese weisen das Grab der Stufe Latène A zu, so daß es jünger als die übrigen und wohl als letztes Grab der Asperger Sippe anzusehen ist. Beim Mont Lassois schließlich finden wir die beiden Hügel von Ste. Colombe und Vix, letzterer berühmt geworden durch den riesigen Bronzekerter, der das gewaltigste Importstück aus dem Süden ist, das wir bislang kennen.

Diesen besonders eindrucksvollen Fürstengrabhügeln lassen sich weitere zur Seite stellen, die zwar nicht so sehr durch ihre Größe, wohl aber wegen ihres Inhaltes auffallen. Man denke nur an das Grab von Stuttgart-Bad Cannstatt, zu dessen Inventar außer einem goldenen Halsreif auch eine getriebene Schale aus Gold gehört oder an das Grab von Schöckingen, Kr. Ludwigsburg, dessen zugehöriger Hügel im Laufe der Zeit völlig eingeebnet worden war. Es enthielt einen ganzen Satz goldener Ringe und Blechkugeln, die man als Nadelköpfe ansehen muß, sowie eine Reihe sogenannter goldener Segelohrringe (Abb. 13), die zusammen ein recht üppiges Inventar ergaben. Es lassen sich noch eine ganze Reihe solcher Grabfunde aufzählen, die alle goldene Gegenstände enthielten, denen aber doch jenes eine Besondere fehlt, was ihre Inhaber an Bedeutung über andere hinaushebt: ausgesucht kostbare Importstücke aus dem Mittelmeerraum. Zürich hat in diesem Zusammenhang von Gräbern der „zweiten Garnitur“ gesprochen, Fischer greift diese Bezeichnung auf und spricht von Gräbern der „ersten Garnitur“. Dennoch scheint es gewagt, hier eine wertende Differenzierung zu geben, solange das Wesen der hallstädtischen Adelsschicht nicht eindeutig geklärt ist.

Die Fürstengrabhügel sind alle nach dem gleichen Schema gebaut. Über einer hölzernen Grabkammer wölbt sich ein Hügel, der nach der Beisetzung des Toten aufgeschüttet wird. Eine der schönsten und größten der bekannten Grabkammern hat das Magdalenenberge bei Villingen ergeben, bei dem die Erhaltungsbedingungen für Holz wegen der Bodenfeuchtigkeit besonders günstig waren; wenn das Grundwasser den Ausgräbern auch zu schaffen machte, so konservierte es doch den Kammerboden und Teile der Wände ganz vorzüglich. Als Bauholz dienten bis zu 0,30 m im Quadrat messende Eichenstämme, die kantig behauen zum ungefähr 6 × 8 m großen Kammerboden gefügt wurden. Dieser wurde letztthin nach seiner Bergung in das künftige Magdalenenberg-Museum in Villingen gebracht, wo er nach dessen Eröffnung in Kürze zu besichtigen sein wird. Das Dach der Kammern dürfte, wie es etwa der Befund im Grafenbühl gezeigt hat, in Form einer Flachdecke mit Mittelstütze aus kräftigen Eichenbohlen bestanden haben. Es ist zu bedauern, daß das Holz der Vergänglichkeit meist nicht widerstehen konnte, wir hätten sonst sehr viel mehr über die Kunst der hallstädtischen Zimmerleute erfahren können.

Unter den Fundgegenständen aus diesen Fürstengräbern erregen zwei Arten besonderes Interesse: Wagen und Importgüter. Die Sitte, dem Toten einen Wagen mit in das Grab zu geben, kommt nach Schiek aus dem Osten, wo sich die frühesten Vertreter dieses Grabtypus finden. Über den nordalpinen Raum breitet sie sich nach Westen aus und erreicht die nordwestalpine Hallstattkultur frühestens am Ende der Stufe C, wahrscheinlich erst in der folgenden Stufe D. Die Wagen bestanden aus Holz und waren oft mit Bronzeapplikationen kunstvoll verziert. In unserem Raum besaßen sie in der Regel zwei Achsen, von denen die vordere mit der Deichsel verbunden und wahrscheinlich starr war. Leider haben sich auch von den Holzteilen der Wagen nur geringe Reste erhalten, so daß genaue Rekonstruktionen schwierig sind. Als bestes Beispiel sei der Wagen von Ohnenheim im Elsaß angeführt, bei dem der Wagenkasten hoch über den Rädern schwebt, obwohl diese seitlich überstehen. Das bedeutete eine sehr ungünstige Schwerpunktage, die zusammen mit engem Radstand und geringer Spurweite ein ungünstiges Fahrverhalten bewirkt haben muß.

Berichtigung

Auf Seite 25 steht die Abbildung auf dem Kopf.
Wir bitten das Versehen zu entschuldigen.



Am besten sind uns die Achsnaben bekannt, die sich, weil sie mit Metall beschlagen waren, gut erhalten haben. Sie besitzen in der Mitte eine verdickte Partie, in die die Radspeichen eingezapft waren, von denen wir Reste aus dem bereits öfter zitierten Magdalenenberge kennen. Zu den Enden hin verzüngen sich die Naben, münden aber jeweils in einen kräftigen Wulst, der die Reibfläche gegen die Achsbuchse bildet, die verhindern soll, daß das Rad von der Achse herunterrutschen kann. Eine solche Achsbuchse mit darinsteckendem Achsnagel lag in der Kammer des Grafenbühl. Die Metallbekleidung der Naben bestand aus Bronze oder Eisen, wobei in letzterem Falle gerne eine Bronzetauschierung, d. h. die Einlage von Mustern in Bronzefäden hinzutritt. Die Felge wurde durch den Eisenreif zusammengehalten, der bei frühen Exemplaren fehlt. Bei ihnen wurde die Lauffläche durch eine dichte Reihe von Eisennägeln mit langgestreckten Köpfen gebildet.

Diese Wagen, denen doch viel Unvollkommenheit anhaftet, dürften wohl mehr Prunkwagen als Gebrauchsgefährte gewesen sein. Allein die Reibung der enorm langen Naben auf der Achse müßte bei einer einigermaßen zügigen Fahrt, je nach Belastung, diese in Flammen aufgehen lassen, es sei denn, man besäße die Möglichkeit, alle Augenblicke die Naben zu schmieren. Eher wird man daran denken dürfen, daß sie bei feierlichen Umzügen, vielleicht religiöser Art und eben beim Totenritual eine Rolle spielten, während das Verkehrsmittel des Alltages das Pferd gewesen sein wird, das sich beim Mangel an ebenen Straßen in den Geländedeformationen unseres Landes sowieso besser zur schnellen Fortbewegung eignete.

Das Zaumzeug und das übrige Pferdegeschirr ist, mit Ausnahme der Lederteile, reichhaltig auf uns gekommen. Neben der Trense in verschiedener Form liegen zahllose Riemenverteiler und Gurtkreuzungsbeschläge vor, aber auch reiner Zierrat, wie etwa die glöckchenartigen Anhänger aus dem Hohmichele, die wohl lediglich den Zweck hatten, zu glänzen und zu klingeln.

Wenn zum Bestattungszeremoniell die Beigabe des Wagens oder des Zaumzeuges, häufig auch beides gehört, so nimmt es Wunder, daß die Pferde selber fehlen, ihr Geschirr als pars pro toto zu gelten hat. Ihre Opferung gehörte offensichtlich nicht zum Ritus, wie etwa sehr viel später und in völlig anderem kulturellem Zusammenhang in unserem Lande zu beobachten. Dies ist insofern bemerkenswert, als dem Toten sonst alles mit ins Grab gegeben wird, was mit seiner Stellung im Leben unabdingbar verbunden ist.

Hierzu gehört in erster Linie seine Kleidung, die, wie es gefundene Goldfäden zeigen, ein goldgewirktes Festgewand gewesen ist. Bezeichnend sind aber auch jene goldenen Halsringe (Abb. 13), die man lange Zeit als Diademe angesehen hat, weil ihr Durchmesser zu klein war, als daß man sie hätte über den Kopf streifen können. Sie sind aus Goldblech gearbeitet und über einen Holzkern gebogen, der natürlich heute nicht mehr da ist, weil Gold, im Gegensatz zu Bronze, auf organisches Material nicht konservierend wirken kann. Wenn sie auch in den Kreis jenes Halsschmuckes gehören, der sich im keltischen Bereich während der späten Hallstattkultur auch in der einfacheren Form glatter Bronzeringe (die ursprünglich ja auch golden glänzten) aufzeigt und in der Latènekultur in die der Torques mündet, so wird man in diesem speziellen Falle in ihnen doch Rangabzeichen erblicken müssen. Die Sitte dieser goldenen Halsringe begegnet erstmals in der etwas früheren Stufe Hallstatt D 1 im Oberrheintal, verlagert sich dann aber in der Phase D 2 auf württembergisches Gebiet, auffälligerweise in das um den Hohenasperg herum.

Die übrigen Goldfunde, Armringe, Ohringe und Kugelkopfnadeln (Abb. 13) verraten einen hohen Stand der Goldschmiedekunst. Eigenartig berührt, daß das Silber eine völlig untergeordnete Rolle zu spielen scheint. Der dünne Armring aus Talhau, Hügel 4 bei Hunderingen, gehört zu den wenigen Stücken aus diesem Material, die wir kennen.

Ein Blick auf die Bronzegefäße zeigt, daß die Kunst der Bronzeschmiede derjenigen der

Goldschmiede in nichts nachstand. Die Bearbeitung von Bronzeblech erreicht in der späten Hallstattkultur eine solche Vollkommenheit, wie sie lange Zeit später nicht mehr angetroffen wird. Gefäßformen wie Zisten mit umlaufenden Rippen und Kleeblattkannen sowie Rinderkopfhelkännchen (Abb. 14) und Situlen sind Importe oder in heimischen Werkstätten verbreitete Anregungen von außen, entweder aus dem Mittelmeerraum oder aus dem Gebiet östlich der Alpen, wobei letzteres etwa besonders für die Kreuzzattachenbecken zutrifft (Abb. 15). Diese dürften die frühesten Bronzegefäße in unseren Fürstengräbern sein, treten sie doch schon in Hallstatt-C-Zusammenhang auf, während die übrigen Gefäßtypen erst in der Stufe D einsetzen.



Abb. 14: Tannheim, Kr. Biberach. Bronzekännchen mit Rinderkopfhelk. Treibarbeit. Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart, K. Natter.



Wurden gerade in der Bronzeverarbeitung eigenständige Arbeiten geleistet, so ist eine andere Gefäßgattung von der heimischen Herstellung ausgeschlossen und als reiner Import anzusehen, nämlich das griechische Trinkgeschirr. Dieses fand zusammen mit Weinamphoren seinen Weg aus den griechischen Kolonien am Mittelmeer, vor allem Massilia (Marseille), seinen Weg rhôneaufwärts bis an die hallstättischen Fürstenhöfe, wie es der Rand eines großen Kraters von der Heuneburg (Abb. 16) zeigt, auf dem des „Kriegers Abschied“ dargestellt zu sein scheint. Leider ist das Stück stark beschädigt, doch beweist es einmal mehr die intensiven Beziehungen des nordwestalpinen Hallstatttraumes mit demjenigen des Mittelmeeres, die sich offenbar auch auf geistig-religiöse Gebiete erstrecken, was sich in der Übernahme des etruskischen Grabsymposiums, eines kultischen Totengelages, das ganz bestimmten Jenseitsvorstellungen entspricht, äußert.



Abb. 15 (links):

Hundersingen, Kr. Sigmaringen. Bronzenes Becken mit Kreuzzattachen und Punzverzierung in Form eines Mäanders. Treibarbeit. Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart, K. Natter.

Abb. 16 (oben):

Hundersingen, Kr. Sigmaringen. Attische schwarzfigurige Randscherbe eines Kraters mit der Szene „Kriegers Abschied“ von der Heuneburg. Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart, K. Natter.

Gerade über die geistige Welt der keltischen Hallstattleute sind wir am wenigsten unterrichtet, die einzigen Auskünfte können uns die Grabungsbefunde geben, die in dieser Hinsicht dürftig sind. Daß es einen Kult, eine religiöse Übung gegeben haben wird, darf vorausgesetzt werden, weil keinerlei Kulturen bekannt sind, in denen derartiges fehlt. Einer der primitivsten, die vitalsten Lebensbereiche des Menschen hinsichtlich der Fortpflanzung und Nahrungserwerb betreffend, ist der selbst bei hochzivilisierten Völkern geübte Fruchtbarkeitskult, auf den auch in der Hallstattkultur Hinweise vorhanden sind. Aus Uhlbach stammen die kleinen Anhänger von Mann und Frau mit betont dargestellten Genitalien, die sich auch bei den großartigen Pferden aus Zainingen finden (Abb. 17).

Auf den Grabhügeln haben nach Ausweis einiger glücklicher Funde Stelen gestanden, entweder stark abstrahiert, wie in Tübingen-Kilchberg oder bereits naturalistisch ausgeführt, wie bei dem „Krieger von Hirschlanden“, Kr. Ludwigsburg (Abb. 18). Gerade dieser ist eines der interessantesten Zeugnisse jener an Plastiken scheinbar so armen Zeit, wenn man von den ehemals sicherlich vorhandenen, inzwischen aber längst vergangenen Holzplastiken absieht, gleichzeitig aber auch das eigenartigste Kunstwerk des 6. Jh. v. Chr. in unserem Lande, das gleicherweise einheimische und südländische Stilmerkmale zu vereinigen sucht.

Der fast lebensgroße Krieger ist in ityphallischer, kultisch bedingter Nacktheit dargestellt und trägt auf dem Kopf einen kegelförmigen Helm. Das Gesicht ist so spärlich angedeutet, daß man an eine Gesichtsmaske denken muß. Um den Hals liegt ein dicker wulstiger Ring, in dem wir ohne weiteres einen der oben beschriebenen goldenen Halsringe erblicken dürfen und um die Hüfte zwei andere, schmale, die einen in der jüngeren Hallstattkultur geläufigen Gürteltyp darstellten, der aus je einem geschlossenen Eisen- und Bronzering besteht. Im Gürtel steckt dann noch der typische Hallstatt-Dolch. Was besonders an der Darstellung auffällt, ist die krasse Diskrepanz in der stilistischen Konzeption zwischen Brustbereich und dem übrigen Körper. Die spitz hochgezogenen Schultern, die dünnen, wie frierend vor die Brust und Bauch gehaltenen Arme und der verhältnismäßig schwächliche Brustkorb machen einen ungelungenen, fast erbärmlichen Eindruck. Anders dagegen der übrige Körper von der Hüfte abwärts und auf der Rückseite: hier hat die griechische archaische Plastik ganz offensichtlich Pate gestanden. Leider wissen wir nicht, wen die in oder bei Hirschlanden angefertigte Figur darstellen soll, ganz real einen damals bekannten Menschen, etwa den Herrscher oder eine Gottheit, was sich bei der Verwendung dieser Statue und der übrigen Stelen im Grabritus nicht ausschließen läßt.

Betrachtet man diese vielfältigen Beziehungen zur Welt des Mittelmeeres, die hier ja nur ganz kurz angerissen werden konnten, so fragt man sich unwillkürlich, was denn die hallstättischen Kelten als Gegengabe anzubieten gehabt haben mögen, die es ihnen erlaubte, sich an die mittelmeeerische Kultur anzuschließen. Man hat lange daran gedacht, daß als Handelsgüter etwa Bernstein oder Sklaven in Frage kämen, doch hat sich herausgestellt, daß man wohl mit Sicherheit einen Teil des Importes aus dem regulären Handel ausklammern muß. Zürich hat vermutet, daß es sich um Staatsgeschenke handeln könnte, eine Überlegung, der Fischer nachgegangen ist und durch Belege wahrscheinlich gemacht hat. Als ein solches Staatsgeschenk wäre etwa der Krater von Vix anzusehen, wohl auch der Greifenkessel mit Dreifuß aus dem benachbarten Grab von Ste. Colombe. Gerade beim Mont Lassois, bei dem die genannten Hügel liegen, aber auch bei den anderen beiden Burgen können politische Beziehungen zum Süden bestanden haben, die Fischer als „vordergründige Zweckallianzen“ in den Beziehungen der Herrscher untereinander bezeichnet. Er schließt es nicht aus, daß bereits in jener Zeit kleinere oder sogar größere

Abb. 17: Zainingen, Kr. Reutlingen. Tonpferdchen aus einem Grabhügel. Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart, K. Natter.



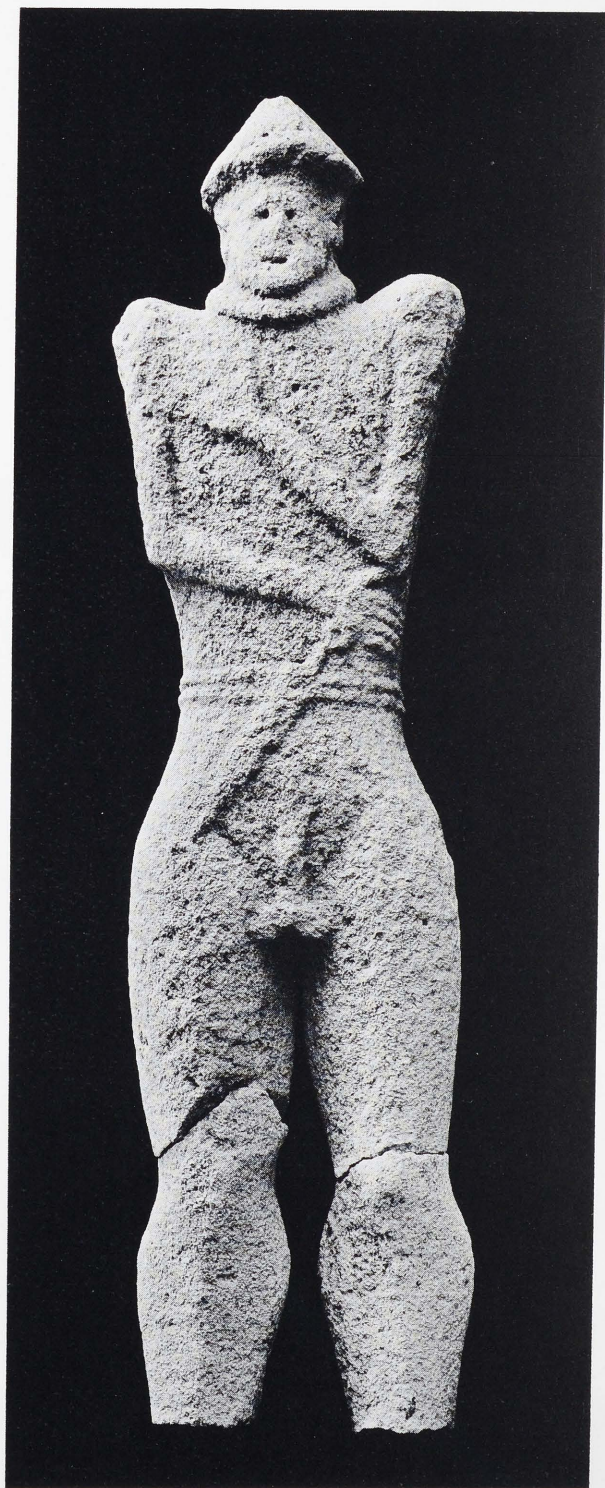


Abb. 18:
Statue des „Kriegers von Hirsch-
landen“. Sandstein. Aufnahme:
Württ. Landesmuseum Stuttgart,
K. Natter.

Gefolgschaftsheere durch die südlichen Machthaber angeworben worden sind, wie es für die darauffolgenden Zeiten bekannt ist. Dies würde auch eine sehr reale Basis für die gutnachbarschaftlichen Beziehungen beider Siedlungs- und Kulturräume abgeben, wobei Staatsgeschenke dann eine wichtige Rolle spielen. Für einen anderen Teil der Importgüter wird eine Erklärung als Heiratsgut erwogen, was entweder so enge politische Bindungen zwischen den befreundeten Fürstenhäusern als erstrebenswert voraussetzt, daß es beiden Seiten ratsam erscheinen mußte, sie durch familiäre Bande zu kräftigen oder aber, daß es tatsächlich solche Gefolgschaften von Hallstattleuten in südländischen Diensten gegeben hat und der Anführer einer solchen Schar, sicher aus einem Fürstengeschlecht stammend, sich eine Frau aus dem Süden mitgebracht hat.

Interessant werden diese Überlegungen, wenn man an den Untergang der Hallstattkultur denkt, der um die Mitte des 5. Jh. v. Chr. stattgefunden haben muß. Bei der Heuneburg läßt sich besonders gut die letzte, vernichtende Brandkatastrophe nachweisen, nach der sich für Jahrhunderte Ruhe und Einsamkeit auf die Ruinen legten und die nicht mit einem der bekannten kriegerischen Ereignisse in Verbindung zu bringen ist, was man auch kaum annehmen kann, weil ja die Entwicklung von der Hallstatt- zur Latènekultur ungebrochen weitergeht und, mit einem anderen Zentrum, zur Ausbildung einer ähnlichen Fürstengrabhügelgruppe im mittelhessischen Gebiet führt. Andererseits ist dies etwa die Zeit, in der die Keltenwanderungen beginnen, der Drang nach dem Süden sich bemerkbar macht. Dieser dürfte allerdings nicht urplötzlich entstanden, sondern nach und nach aus eigener Anschauung oder Berichten weitgereister Männer genährt worden sein, wofür gerade solche Gefolgschaften in südlichen Ländern als ideale Voraussetzung in Betracht zu ziehen wäre. Was anderes könnte eine so intensive Kenntnis fremder Sitten und Kulturen vermitteln als ein lange dauernder Aufenthalt bei fremden Völkern? Es darf aber nicht übersehen werden, daß wir uns mit solchen Überlegungen, so faszinierend sie auch im Augenblick sein mögen, bereits gefährlich auf das Gebiet der Spekulation begeben.

Wenn wir zurückblicken, dann können wir wohl sagen, daß die Hallstattkultur ganz entscheidend in ihrem Wesen und ihren kulturellen Ausdrucksformen von der Staatsform, wenn nicht der Monarchie, so doch wenigstens einer feudalistischen Adelherrschaft als dem Mittler zu fremden Kulturen, geprägt wird. In allen Lebensbereichen lassen sich tiefgreifende Änderungen feststellen, die sicherlich nicht auf die Adelschicht beschränkt bleiben, sondern auch vom Volke nachgeahmt wurden, wenngleich sich das aus den entsprechenden und oft bescheidenen Grabfunden nicht leicht ablesen läßt. Eines aber hat in dieser Zeit stattgefunden, nämlich die Berührung der durch den Wall der Alpen lange Zeit abgeschnittenen Völker mit den hochstehenden Kulturen des Mittelmeerraumes, die zunächst eine erste Blüte in unserem Lande, danach aber eine Welle furchtbarer Erschütterungen der antiken Welt nach sich ziehen sollte, die sich auch auf die Latènekultur in der Zone nördlich der Alpen ausgewirkt hat und letztlich, wenn auch Jahrhunderte später, bis zur Unterwerfung der Kelten durch die Römer führte.

In diesem Bericht über die Hallstattkultur in Baden-Württemberg habe ich auf die Nennung von Literaturzitaten verzichtet und gebe stattdessen ein kurzes Verzeichnis der verwendeten Literatur:

DEHN, W.

Die Heuneburg an der oberen Donau und ihre Wehranlagen, in: Neue Ausgrabungen in Deutschland, 1958, 127 ff.

DEHN, W. und FREY, O. H.

Die absolute Chronologie der Hallstatt- und Frühlatènezeit Mitteleuropas aufgrund des Südimportes, in: Atti del VI Congresso Internazionale delle Scienze Preistoriche e Protostoriche, I Relazioni generali. Roma, 1962. 197 ff.

FISCHER, F.

Der Heidengraben bei Grabenstetten. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart, 1971.

Keimelia. Bemerkungen zur kulturgeschichtlichen Interpretation des sogenannten Südimportes in der späten Hallstatt- und frühen Latène-Kultur des westlichen Mitteleuropa. *Germania* 51, 1973, 436 ff.

KELLER, J.

Die Alb-Hegau-Keramik der älteren Eisenzeit (1939).

KIMMIG, W. und REST, W.

Ein Fürstengrab der späten Hallstattzeit von Kappel am Rhein. *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz* 1, 1954, 179 ff.

KIMMIG, W.

Kulturbeziehungen zwischen der nordwestalpinen Hallstattkultur und der mediterranen Welt. *Publications de l'Université de Dijon*, fasc. XVI, 1958, 75 ff.

Die Herkunft der Kelten als historisch-archäologisches Problem. *Latomus* 1962, 884 ff.

Ein attisch schwarzfiguriges Fragment mit szenischer Darstellung von der Heuneburg a. d. Donau. *Archäologischer Anzeiger* 3, 1964, 469 ff.

Zum Problem späthallstädtischer Adelssitze. In: *Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen.* — Festschrift Paul Grimm. Deutsche Akademie der Wissenschaften, Berlin, Sektion Vor- und Frühgeschichte, 1969, 95 ff.

Die Heuneburg an der oberen Donau. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Württemberg und Hohenzollern. 1968.

KOSSACK, G.

Südbayern während der Hallstattzeit. *Römisch-Germanische Forschungen* 24, 1959.

SCHIEK, S.

Fürstengräber der jüngeren Hallstattzeit in Südwestdeutschland. Dissertation Tübingen 1956.

Das Hallstattgrab von Vilsingen. Zur Chronologie der späthallstattzeitlichen Fürstengräber in Südwestdeutschland. Festschrift P. Goessler. *Tübinger Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte* 1952, 150 ff.

Vorbericht über die Ausgrabung des vierten Fürstengrabhügels bei der Heuneburg. *Germania* 37, 1959, 117 ff.

SANGMEISTER, E.

Die Hallstattgräber im Hagenauer Forst und die relative Chronologie der jüngeren Hallstattkultur im Westen. Festschrift W. Dehn. *Marburger Beiträge zur Archäologie der Kelten*. 1959, 154 ff.

ZÜRN, H.

Zur Chronologie der späten Hallstattzeit. *Germania* 26, 1942, 116 ff.

Zur Keramik der späten Hallstattzeit. *Germania* 27, 1943, 20 ff.

Zum Übergang von Späthallstatt zu Latène A im südwestdeutschen Raum. *Germania* 30, 1952, 38 ff.

Hallstattforschungen in Nordwürttemberg. Veröffentlichungen des Staatl. Amtes für Denkmalpflege, Serie A, Vor- und Frühgeschichte 16, 1970.

ZÜRN, H. und HERRMANN, H. V.

Der „Grafenbühl“ auf der Markung Asperg, Kr. Ludwigsburg, ein Fürstengrabhügel der späten Hallstattzeit. *Germania* 44, 1966, 74 ff.

Die Ausstellung.

Die Ausstellung „Hallstatt — Frühe Kelten in Baden-Württemberg“ war von der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes bereits seit längerer Zeit geplant worden, sollte sich aber auf die Darstellung der Hallstattkultur am Oberrhein beschränken. Mit der Einrichtung einer zentralen Museumsbetreuung für Baden-Württemberg, der die Durchführung der Ausstellung übertragen wurde, konnte der Rahmen weitergesteckt werden, zumal ein für diesen Zweck außerordentlich günstiger Umstand hinzu kam, daß nämlich in großzügigster Weise auf die Bestände der zur Zeit noch geschlossenen vorgeschichtlichen Abteilung des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart zurückgegriffen werden konnte. Erst damit war es möglich, die von den Hallstattfürsten geprägte Kultur in breiter Übersicht zu zeigen. Herrn Direktor Prof. Dr. S. Junghans sei an dieser Stelle für die zahlreichen Leihgaben herzlich gedankt.

Mein persönlicher Dank gilt Dr. H. Schickler, der nicht nur unermüdlich und in stets entgegenkommender Weise behilflich war, sondern auch manchen guten Rat wußte. Ein Teil der Funde stammt aus dem noch unpublizierten Gräberfeld von Impfingen. Herrn Dr. R.-H. Behrends von der Außenstelle Karlsruhe und Frau Dr. G. Wamser, die mit der Publikation befaßt ist, sei hier herzlich gedankt, daß sie ihr Material für eine so lange Zeit zur Verfügung gestellt haben. In diesen Dank beziehe ich gerne Herrn Dr. S. Schiek von der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes ein, der die Ausstellung mit einer Auswahl von Funden seiner Ausgrabung des Hügels 4 im Talhau beschickte, wie endlich auch Dr. K. Spindler, der einige der schönsten Funde seiner Grabung des Magdalenenberges zur Verfügung stellte und Herrn Dr. K. Eckerle vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, der ebenfalls einige Stücke seiner Schausammlung entnahm. Herrn Prof. Dr. W. Kimmig von der Universität Tübingen kann nicht genug dafür gedankt werden, daß er die Ausstellung mit Nachbildungen goldener Grabbeigaben seiner Institus-Schausammlung bereicherte und sie damit krönte.

Ich darf aber nicht vergessen, mich bei allen denjenigen zu bedanken, die mich an Ort und Stelle unterstützt haben. Hier gilt mein Dank den Herren Dr. G. Fingerlin und Dr. R. Dehn von der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes für ihre tatkräftige Unterstützung. Besonders Dr. Dehn half, wo er Zeit erübrigen konnte. Herr K. Wolber widmete sich als Präparator der technischen Seite der Ausstellung und ihren Problemen, während Herr R. Schorpp, Präparator am Völkerkundemuseum in Freiburg i. Br., die graphische Ausgestaltung von der Landkarte bis zum Ausstellungsplakat übernahm.

Allen ganz herzlichen Dank!

Die Funde.

Vitrine 1

Hier sind die wenigen figürlichen Zeugnisse der hallstättischen Kunstübung unseres Raumes gezeigt. Sie gelten ihrer Symbolik nach dem Fruchtbarkeitskult, der für den Fortbestand der Menschen offenbar notwendig war. Die Gruppe der kleinen Tonpferdchen aus einem Gräbhügel in Zainingen, Kr. Reutlingen, sprechen unser ästhetisches Empfinden in ihrer klaren Abstraktion besonders an. Die Fruchtbarkeitsanhänger stammen aus Gräbern von Uhlbach, die kleinen Bronzevögel und das Bronzepferdchen aus Ludwigsburg.

Vitrinen 2-4

Der Grabfund von Gomadingen, Kr. Reutlingen, stammt aus einem der ältesten Fürstengräber der Hallstattkultur. Ein einzigartiges Stück ist das Pilzknaufschwert mit den Goldauflagen, das ein bronzenes Ortband (Abschlußzier der Schwertscheide) und zwei runde Anhänger aus Bein gehabt hat.

Die Keramik, die den Hauptteil des Grabinventars ausmacht, besteht aus zwei großen, bauchigen Töpfen, von denen der eine rotbraune Metopen mit geritzten bzw. schwarz gemalten Längsstreifen als Zierfelder besitzt, während der andere bereits in der für die frühe Hallstattkeramik der schwäbischen Alb so kennzeichnenden Kerbschnitttechnik verziert ist. Diese kommt besonders schön auf den drei kleinen Schälchen zur Geltung. Sind die zuletzt genannten Gefäße monochrom gehalten, so ändert sich das bei den beiden großen Prunkschalen sowie den kleineren Tellern. Hier schöpft die Phantasie des Künstlers aus dem Vollen, hier hat er die Möglichkeit, alle nur denkbaren Zier- und Stilmittel der Zeit zu einer Einheit zusammenzufügen. Besonders die großen Schalen zeigen die glückliche Verbindung von Kerbschnitt und Malerei, zusammen mit einer technisch gewagten Formgebung.

Vitrine 5

Diese Vitrine zeigt einen Querschnitt durch die übliche Keramik der frühen Hallstattkultur, die sich, je nach Fundort und Landschaft, anderer oder unterschiedlicher Ziermittel bedient. Das Allensbacher Gefäß links, von überaus eleganter Formgebung, besitzt zwar einen unverhältnismäßig groben Kerbschnitt, doch wird dieser Eindruck durch die feinen Zahnleisten und die Malerei in senkrechten Streifen wieder gemildert. Kerbschnitt als Ziermittel allein verwenden die beiden kleinen Deckeltöpfchen aus dem Hohmichele, Stempelmuster die Gefäßchen aus Zainingen. Der Henkelkrug und die schwarze Schale aus Tannheim vermitteln wieder einen völlig anderen Eindruck. Hier ist der Kerbschnitt nicht so dicht angebracht wie etwa auf den Gefäßen von Gomadingen, auch in der Ausführung ist er gröber, aber die freigelassenen Flächen machen sich durch das Fehlen jeglicher Bemalung doch sehr viel stärker bemerkbar.

Vitrine 6

Hier sind einige Urnen mit Deckelschale aus dem Grabhügelfeld von Nenzingen ausgestellt, die lediglich bemalt sind. Die bemalten Felder, Dreiecke, Zickzacklinien und Winkel, werden von dreifachen Linien begleitet, die entweder einfach eingeritzt oder mit dem Kamm eingedrückt worden sind. Zumindest letztere waren einst mit weißer Paste ausgelegt und ergaben so einen lebhaften Kontrast. Das Grab 1 von Nenzingen hat allein 19 Gefäße ergeben.

Keramikpodest

Die ganze Breite der formalen und künstlerischen Spielarten in der Keramik soll hier einmal in einer gewissen Massierung und damit gebotenen Vergleichsmöglichkeit vorgeführt werden. Ganz hinten rechts ein großer dunkler, vorne rechts ein kleiner rotbrauner Topf aus dem Impfinger Gräberfeld. Die Keramik gehört zum größeren Teil in die Stufe Hallstatt C, teilweise auch in die Stufe D.

Vitrine 7

Zur schönsten Keramik gehört diejenige, die in Batik-Manier bemalt ist. Das eigenwilligste dürfte die Kegelhalsurne aus einem Grabhügel beim Burrenhof, Gem. Erkenbrechtsweiler, Kr. Esslingen, sein. Über einem schon fast lächerlich kleinen Fuß läßt der Bauch zu einem Doppelwulst weit nach den Seiten aus. Die Gefäßwand geht dann in den steil ansteigenden Kegelhals über. Die Tonziste stammt aus der Siedlung vor der Heuneburg und ist stark ergänzt. Hier bekommt man einen Eindruck, wie die Gefäße neu ausgesehen haben, als die Farbe noch nicht, wie heute, ausgewittert war.

Diese Vitrine leitet über zu den Metallfunden, die bisher in den Gräbern kaum vertreten

waren, mit der späten Hallstattstufe D aber zunehmend auftreten. Kunstvolle Beispiele der Toreutik, der Kunst, Bronzeblech zu ziehen, schlagen und treiben, sind die Gürtelbleche, die mannigfach verziert sind. Wenige tragen bereits figürliche Muster, wie das von Großengstingen, auf dem man Pferde, Männer, Sonnen und Sterne erkennen kann. Die Gürtelbleche wurden auf die breiten Ledergürtel genietet und vor dem Bauch getragen, während der übrige Gürtel oft dicht mit kleinen Bronzewecken besetzt war. Die Stangengliedergürtel sind eine späte Erscheinung in den Gräbern der Hallstattkultur und gehören in die Stufe D 3. Hierher sind auch die Gürtelhaken zu rechnen, von denen der eiserne mit Goldblechauflage aus dem Fürstengrab Grafenbühl stammt.

Vitrine 8

Der Ringschmuck in verschiedener Form spielte in der Hallstattkultur eine große Rolle. Die Armringe, meist mit knopfartigen Enden, kennen aber auch hybride Varianten, die sogenannten Tonnenarmbänder, die ihren Namen von der charakteristischen Form erhalten haben. Sie sind aus Blech getrieben und mit Punzmustern verziert. Daneben gibt es Exemplare aus Gagat, das schwarz glänzend poliert war. Aus diesem Material wurden auch kleinere Armringe angefertigt. Die Tonnenarmbänder wurden in jugendlichem Alter angelegt und konnten später nicht mehr ausgezogen werden, weil die Öffnungen für die Hand eines Erwachsenen zu klein sind. Die Nadeln zeigen teilweise ihr Urnenfeldererbe, wie etwa die Vasenkopfnadeln. Daneben kommen Kropf- und Schwanenhalsnadeln vor. Ein außerordentlich seltenes Stück ist die Nadel mit blauem Glaskopf und gelben aufgelegten Augen aus Impfingen. Eine frühe Erscheinung sind die sogenannten Schaukelringe, jene ovalen Ringe, die in der Mitte hochgeknickt sind. Sie wurden an den Füßen getragen. Das Ring-Kollier aus sechs ineinanderpassenden massiven Bronzeringen mit Strichverzierung stammt aus Mistlau im fränkischen Teil Baden-Württembergs. Bei den großen runden Fußringen aus Talhaus, Hügel 4, kann man noch die Reste des hölzernen Kernes sehen, die sich über die Jahrtausende erhalten haben.

Vitrine 9

Diese Vitrine ist der Bewaffnung vorbehalten. Links die beiden Bronzeschwerter von Dottingen und Gündlingen, daneben verschiedene Formen von eisernen Lanzenspitzen. Ein Prachtexemplar ist die verzierte bronzene Lanzenspitze von Hundersingen, deren Muster bereits an den folgenden Latène-Stil erinnert.

Die Dolche erfahren in der späten Hallstattzeit eine ungewöhnlich prunkvolle Ausgestaltung. Ganz oben ein Antennendolch (die Griffform erinnert an die Fühler, die „Antennen“, von Insekten) mit drahtumwickelter Scheide aus dem Magdalenenberge bei Villingen. Diese Dolche, die mit Exemplaren wie Ludwigsburg hybride Formen zeigen, erfordern eine völlig andere Kampfweise, als sie bisher mit dem Schwert geübt wurde. Allerdings ist es fraglich, ob sie überhaupt Waffen für kriegerische Auseinandersetzungen darstellen. Die Pfeilspitzen aus dem Hohmichele entstammen einem Köcher, von dem sich aber nur die Besatzniete erhalten hatten. Bei einigen kann man die feine Kordelumwicklung erkennen, mit denen sie am Schaft befestigt gewesen waren.

Vitrine 10

Neu für die Hallstattkultur ist das Reiten und Fahren, eine Errungenschaft, die auf die Adelschicht beschränkt bleibt. Die Wagen bestehen aus Holz und sind nur in geringen Resten auf uns gekommen. Am besten kennen wir die Naben, die sich wegen der Bronzebeschläge verhältnismäßig gut erhalten haben. Erst neuerlich hat sich bei der Nachpräparation derjenigen Stücke, die mit Eisen beschlagen waren, herausgestellt, daß sie mit Messing tauschiert sind! Eine Tauschierung ist die Einlage eines Metalles in ein anderes,

ähnlich wie man es beim Holz mit Intarsienarbeiten macht. Die Nabe links aus dem Hohmichele zeigt Kreuztauschierung, die mittlere aus Winterlingen in der Mitte einfache Strichtauschierung, an den Enden die in der Hallstattkultur so beliebten Kreisaugen. Die Nabe aus dem Hohmichele wurden der Anschaulichkeit halber mit der zufälligerweise passenden Achsbuchse aus dem Grafenbühl und einem jetzt fundortlosen Eisenreif versehen (Der Reif verglühte beim Brand des Museums im Kriege und konnte nicht mehr identifiziert werden.). Auf diese Weise kann eine Vorstellung eines Rades jener Zeit gegeben werden. An der Rückwand die Rekonstruktion des Wagens aus dem Hohmichele, die zwar von der Technik her falsch ist, insgesamt aber doch einen guten Eindruck dieser Gefährte gibt. Zum Zaumzeug ist wenig zu sagen. Auch bei ihm macht sich die Verspieltheit im Schmuck, die Freude am Glänzen (die Bronze glänzte einst ja golden!) und Klingen mit den Glöckchen bemerkbar.

Vitrine 11

Die Bronzearbeitung, besonders des Bronzeblechs (Toreutik) erlebte in der Hallstattkultur eine lange nicht wieder erreichte Blüte. Rechts ein Kreuzattachenbecken, so genannt wegen der Form der Doppelöse. Das Kännchen auf dem hohen Podest wird wegen der ganz charakteristischen Form des Henkels als Rinderkopphenkel bezeichnet. Wirklich glaubt man, ein Rind sich an das Gefäß stemmen zu sehen. Die Ziste aus Tannheim wurde nur noch in Resten gefunden. Man baute eine moderne Bronzeste und befestigte die noch erhaltenen Teile des Originals darauf. Der Löwenfuß aus dem Grafenbühl stammt von einem eisernen Dreibein, auf dem ein Bronzekessel geruht haben muß. Er wurde bei der Plünderung des Grabes zerbrochen. Die Schale links daneben mit ihrer Mäanderverzierung besaß einst einen Henkel, der heute fehlt. Lediglich die Niete sind noch vorhanden und verraten seine einstige Anwesenheit. Der Mäander dürfte ein Ziermotiv sein, das aus dem Mittelmeerraum in unser Land gelangte, wie auch die Form der Situla daneben. Die Perlandbecken sind eine Form von Bronzeschalen, die sich lange hält und viel später in völlig anderem Kulturzusammenhang wieder auftritt.

Vitrine 12

Nur in sogenannten Fürstengräbern findet sich der Goldschmuck, besonders die großen Goldreifen, die lange Zeit als Diademe angesehen wurden, weil ihr Durchmesser zu klein war, als daß man sie als Halsreifen hätte über den Kopf ziehen können. Daher kommt es, daß man sie vor Jahrzehnten bei der Auffindung, bei der sie sich sehr verdrückt darboten, ringförmig auseinanderbog. Man weiß heute, daß es sich um geschlossene Blechreifen handelte, die am Hals getragen wurden. Man legte sie, ähnlich wie die Tonnenarmbänder, in der Jugend an und nie mehr ab. Die Exemplare aus den Fürstengräbern I und II aus Bad Cannstatt wurden wieder annähernd in ihre alte Form gebracht, die anderen belassen, weil auf diese Weise auch das Studium des Innern der Ringe möglich ist.

Vitrine 13

Sie ist dem Schmuck der Frau in seiner bekannten Vielfalt gewidmet. Neben den seltenen Ketten aus Glas und Bein oben links kommen häufig solche aus kleinen annähernd kugeligen schwarzen Gagatperlen vor, die oft, wohl je nach Vermögen, eine beachtliche Länge erreichen konnten. Beliebt war Bernsteinschmuck, wovon ein ganzes Gehänge mit Schuhanhänger aus Bargaun stammt. Öfters begegnen kleine goldene Segelohrringe, die nicht auf Fürstengräber beschränkt zu sein scheinen oder feine goldene Drahttringchen, die man sich als Putz einer Haube oder eines Kopfbandes vorstellen darf. Einzigartig sind bisher die merkwürdigen Glasperlenanhänger, die aus einer dreifachen Reihe Glasperlen in einem Bronzerahmen bestehen. Selten sind silberne Armringe.

Vitrine 14

Die Fibelmode wird von der Hallstattkultur übernommen und spielerisch variiert. Die Anordnung der Fibeln in der Vitrine erfolgte weniger nach einem chronologischen Schema, wengleich die älteren Schlangen- und Bogenfibeln oben, die Pauken- und Fußzierfibeln mehr in der Mitte und die Latène-Fibeln unten sind, sondern es sollte einfach einmal die Vielfalt der Formen und die Kombination der Ziermöglichkeiten gezeigt werden. Wo sich weiße Einlagen finden, bestehen diese aus Koralle, die ausgebleicht ist. Auch Eisen wurde als Schmuckmetall verwendet, und eine Eisenfibel hat eine bronzene an Wert sicherlich weit übertroffen. Das sieht man auch daran, daß die eiserne Fibel aus dem Grafenbühl noch mit Gold überzogen ist.

LANDESDENKMALAMT BADEN-WÜRTTEMBERG

AUSSENSTELLE FREIBURG I. BR.

ADELHAUSER KLOSTER (MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE)

HALLSTATT – FRÜHE KELTEN IN BADEN-WÜRTTEMBERG

8. MÄRZ – 31. OKTOBER 1974

ÖFFNUNGSZEITEN:

TÄGLICH AUSSER MONTAG 10.00 – 17.00 UHR

SONNTAG 10.00 – 13.00 UHR